



Alle nickten Beifall und Wilde rief: „Hurrah! ich gehe! Aber! Morgen sehen wir uns wieder.“

Wohlgemuth verließ Wilde das Lokal. Vom Richte gehandelt wäre er in der Finsterniß denahe die Freitreppe hinuntergefallen, indeß er höflicherte und schritt rüstig in die Nacht hinein. Vom Städtchen der verlustenen neun Glöckenschläge die Zeit, in der er seine Reize antrat. Kein Sternchen glänzte am Himmel, nur Regen und Schneefläner peitschte der Sturm unsern nächsten Wanderer ins Gesicht und vertrieb ihm den Atem. Als er den Wald erreichte, war die Nacht des Windes allerdings durch den Schutz der Bäume etwas weniger fühlbar, aber die Finsterniß desto größer. Nur der Blick nach dem Baum ließ den Lauf der Straße erkennen. Unten war der Weg in roten Schwärze, rechts links die jedes Fahrgeläus, jede Wägen unsichtbar machte. So tappte unter einmaler Wanderer vorwärts, bald über den ausgefahrenen Weg stolpernd, bald einen Lämpel durchwandelnd. Ueber ihm brauste der Sturm durch die Baumwäusel und neben ihm ließen Nachtaulen ihr heiseres Geschrei erschallen. Eine flatterte sogar wie ein Nachtgepenst vor ihm auf und von epter andern sah er die Augen aus der Dichtung in unheimlichem Feuer hervorleuchten.

Wilde fürchtete sich nicht. Er schritt rüstig vorwärts, bis er an einer schlüpfigen, abschüssigen Stelle ausgiht und in den nebenlaufenden Straßengraben hinabstolperte.

„Alle Wetter!“ rief er, „das ist doch ein bischen gar zu toll!“ Er überlegte, ob er umkehren oder weiter gehen sollte. Däte er nur nicht den Spott geführt, so hätte er das erstere gewählt — aber — erst das große Wort führen und hinterher ausgelacht zu werden — nein! es ging nicht — wahrhaftig nicht. — Am nächsten Kiefernbusche irrte er das meiste ab, was von den Befandtheilen der Straße ihm ankamte, rief sich die schmerzlichen Körperkette, die von dem Halse umsanft berührt waren, und kopfte weiter. Verirren konnte er sich nicht, doch konnte er den Weg zu genau — also vorwärts, immer vorwärts trotz aller Hindernisse! „Dem Müthigen gehört die Welt!“ dachte er, als er das Hundegell vernahm, welches ihm die Nähe der Oberförsterei anzeigte, denn sehen konnte er durchaus nichts davon.

Den Herrn Sekretär Stanz hatte er bei Holzganktionen schon zweimal gesehen und stand in dem süßen Wahne, auch von ihm getannt zu sein. Also hoffte er zuversichtlich, daß ihm dieser den kleinen Freundschaftsbriefchen erzeigen und die Bekanntschaft seiner Anwesenheit mit Freunden ausstellen werde. Auch die Verlichkeit kamte er genau. Er mußte, daß die Fenster der Expedition nahe am Thore zu ebener Erde auf den Hof hinausgehen, und daß Herr Stanz hier wohnte, mußte er ebenfalls.

Er wollte durch die Hofthür eintreten, aber welches Mißgeschick! — sie war von innen verriegelt. Schnell entschlossen überleiterte der junge Mann wie ein Dieb das Städt und klopfte leise an das durch einen Laden verschlossene Fenster der Wägenkub.

Tobtenstille herrschte hier. Er klopfte noch einmal und etwas lauter.

gehörtem werden, bis die Trimmer vielleicht irgendwo als Spiel wieder auftauchen.

Die Perlenfischerei in der weißen Elber.

Es klingt uns recht angenehm, wenn wir erfahren, daß man in einigen Wäden Baierns und Sachlens Perlenfischerei treibt, leider ist die Sache aber sehr unang. Die höchste Perlenfischerei steht unter Aufsicht des Oberforstmeisters in Auerbach und reicht mit drei Fißern aus, von denen jeder 240 M. Gehalt und 25 Proz. Zantieme vom Erlös der verkauften Perlen erhält. Diese Fißler sind verheiratet, keine Perle zu verkaufen, sondern ihren Fund nach Dresden zu senden. So gering der Erlös ist, bemühte man doch dieses, die Perlenkübel in andere Wäde zu verpflanzen, doch erzeugten solche Mühsal niemals Perlen, weil es an laubigem Untergrunde fehlte.

Die perlerzeugenden Wäde sind in Schläge eingetheilt, von denen jeder alle 10 Jahre abgeräumt wird. Zu diesem Zwecke steigt der Fißler ins Wasser, hebt jede Müschel heraus, öffnet sie mittels eines dazu eingerichteten Hafens ein wenig, um nachzusehen, ob zwischen der zweifelhafteigant Haut des Perlenmehls eine Perle liegt, welche er dann herausnimmt. Fehlt die Perle, so schreift er die Jahreszahl auf die Müschelschale und legt dieselbe wieder ins Wasser. Im Jahre 1808 fand man eine schöne Perle

„Still!“ hörte er drinnen zischen, „still!“ — Er mußte noch lauter klopfen. Endlich drang ein schwacher Lichtschein durch eine Fuge des Ladens — man mußte ihn doch gehört haben.

Jetzt schlug die Uhr auf dem Kirchthurme von Aberg; er zählte zwölf Schläge. Drei Stunden hatte er zu dem mühevollen Wege gebraucht. Gern hätte er seinen Namen laut gerufen und sich zu erkennen gegeben, aber wenn er sprach, mußte er besürchten, daß die ganze Meute der Hunde anschlagen und die oberförstliche Familie alarmiren würde — also laut sprechen durfte er nicht.

Er pochte nochmals vernehmlich, aber so leise als möglich. „Wer ist denn da?“ frug eine Stimme von innen, ohne daß man indeß öffnete.

„Wilde von Hirschbach!“ war die gestärkte halbblaue Antwort. „Bitte machen Sie auf!“

„Das könnte jeder Wilde sagen, der sich um Mitternacht umtreibt. Was, das Ihr fortkommen!“

Dabei vernahm Wilde ein leises Geflüster zweier Stimmen und ein Geräusch, welches gerade so klang wie das Rufen eines Gewehrs. Dies war unsern wethulichen Wilde doch nicht gleichgültig. Sollte er in der finsterneren, regnerischen Sturmnacht unverrichteter Sache wieder umkehren und seine Wette verlieren, oder sollte er es darauf ankommen lassen, mit Pulver und Blei bestrahlt zu werden.

„Verehrtester Herr Stanz,“ sprach er kleinlaut, „Sie werden gütlich entschuldigen, wenn ich es wage, Sie zu so ungeschicklicher Zeit im Schlummer zu hören. Aber — ich habe einen Antrag an Sie — vom Herrn Förster Selb!“

„So!“ dehnte Stanz, „das wäre etwas anderes. Doch — schwören Sie vorher, daß Sie wirklich Wilde aus Hirschbach sind! — sonst — sonst —“

„Wahrhaftig!“ beschwerte der Draufgänger. „Ich kenne Sie ja ganz genau! Und Sie sollten mich auch gleich an der Stimme erkennen. Sie haben mich doch auf der letzten Holzganktion mitteilen hören. Und meinen Namen haben Sie wohl zehnumal in das Auktionsprotokoll eingetragen. Bestimmen Sie sich nur! Wilde aus Hirschbach!“

„Mir ganz egal, ob Sie Holz gekauft haben oder nicht! Aber was will Förster Selb von mir? Ist es Dienstsache?“

„Dienstliche? Ja, soweit als ich dem Förster Selb eine dienlich unterseigte und unterschriebene Bescheinigung bringen muß, daß ich hier war, mit Angabe der Zeit und Stunde.“

Wilde sah, wie sich der Lichtschein in der Stube nach der Hausthür zu bewegte. Jetzt hörte er das Juchzschreien des Riegels, die Thür öffnete sich — aber nur so weit, um die Knie einer Doppeltiege hindurch zu lassen, die eine weiße Hand festhielt.

„Herr Sekretär,“ sprach Wilde, „sehen Sie mich doch erst an, bevor Sie mich todtschießen! Weiter will ich ja nichts, als mich von Ihnen befehen zu lassen.“

Dicht neben Stanz stand Justus und leuchtete. An der besonderen Art zu sprechen, erkannte dieser wirklich den Wilde und veranlaßte Herrn Stanz, die drohende Schießwaffe nieder-

in einer Müschel, die bereits 1801 geöffnet war, was somit ein langes Leben der Müschel bebandet.

Im ganzen ist die Perlenerte eine sehr geringe, jedenfalls weil die Schönmngszeit von 10 Jahren zu kurz ist. Auch haben die Perlen nur geringen Werth, obgleich man 1878 zwei fand, die man mit je 200 M. bezahlte. Die Müscheln verarbeitet man zu Bortemonaies, Ciagrentafeln u. dgl. zu Wdort, und geföhlenen werden selten Perlmuscheln, weil unter Tausenden kaum eine eine Perle erzeugt

Literatur und Kunst.

\* Bismard. Zwölf Jahre deutscher Politik (1871 bis 1883). Von \* \* \* Leipzig 1884. Keneckerische Buchhandlung (Gothard & Witzig). Wenn es für irgend eine Epoche gerechtfertigt ist, eine Persönlichkeit als den Mittelpunkt hngustellen, um den sich die Welt ereignisse drehen, so ist es die für den zwanzigjährigen Zeitraum, währenddessen der Fürst Bismard am Steuer des deutschen Staates und dann an dem des Deutschen Reiches saß. Der ungenannte Verfasser des oben besprochenen Buches hat nach der Angabe des Titels die letzten zwölf Jahre dieser Periode zu seinem Gegenstande gewählt, fastschicklich geht aber seine Darstellung vielfach auf den ganzen Zeitraum und sogar über dessen Anfänge zurück. Das war nicht zu vermeiden und ist nicht zu tadeln. Nicht unbedeuten ist die Anordnung des Stoffes. Die

Bei Anwendung der Torfstreu in Pferdeställen verfährt man auf folgende Weise:

Je nach der Größe des Stalles schafft man mit 10—20 kg Torfstreu pro Pferd ein tüchtiges Lager. Dasselbe ist jeden Abend umzuweichen und zwar dergestalt, daß die unter dem Vorderbeine des Pferdes liegende Streu nach hinten und umgekehrt die hintenliegende nach vorn gerufen wird. Wie schon erwähnt, beträgt der tägliche Gebrauch an Torfstreu pro Pferd 2 1/2 kg. War das erste Lager ein hartes, so kann man die tägliche Entfrischung auf 1 1/2 kg berechnen. Von einem Ausdüngen bis zum andern kann durchschnittlich 3—5 Wochen gemakert werden.

Eine Mischung von Torfstreu und Strohhaf auch bei Pferdebesitzern viel Anklang gefunden. In diesem Falle wird zuerst Torfstreu gestreut und dann eine dünne Schicht Strohhaf darüber gebreitet. Man ist der Meinung, daß es für die Pferde ein mehr gedöhntes und wärmeres Lager sei und daß ferner die Thiere vom Fressen der Torfstreu abgehalten werden, was bei Pferden, die viel im Stalle stehen, zuweilen aus Zeitvertrieb gethan wird. Der Verbrauch von Strohhaf bei dieser Methode ein sehr geringfügiger, da die Torfstreu doch das eigentliche Lager bildet.

Etwas anders gestalten sich die Verhältnisse im Rindviehstalle, wo unter Umständen eine tägliche Erneuerung des Lagers stattdessen muß. Die Motive hierzu sind theils in der Beschaffenheit der Excremente des Rindes, theils in anderen Umständen zu suchen. Besonders im Frühjahr bei jungem, grünem Futter, sowie bei Schlempefütterung macht sich dies bemerkbar. Falls die Thiere aber nicht angehängt sind, sondern im Stalle frei umherlaufen, wie dies mitunter bei Zungvieh und Wäldern der Fall ist, kann die bei den Pferden geübte Art und Weise der Entfrischung stattdessen.

An Schweineställen, die sich leider oft durch Schmutz und Fenchigkeit auszeichnen, ist die Torfstreu mit den größten Vortheilen anzuwenden.

St kommt es vor, daß junge und aufgeregte Schweine unter die neugebornen Schweinefelle erdrücken, indem diese unter das Strohhaf schlüpfen und nicht zu sehen sind. Bei Torfstreu kann dies selbstverständlich nicht stattfinden. Außerdem bietet dieselbe den kleinen Thierchen ein warmes, weiches Lager. In der Nähe des Futtertroges darf sich keine Torfstreu befinden, weil, da bei der Eiereigtheit und Fresslust der Schweine viel schlüpfiges Futter verschluckt wird und die Torfstreu dieselbe aufzunehmen nicht im Stande ist, eine breiartige Masse entsteht, welche auch das eigentliche Lager verunreinigt. Zu empfehlen ist es, dafür Sorge zu tragen, daß vor der Fütterung etwa von den Schweinen an den Trog gewühlte Streu entfernt wird.

Ob bei feimwolligen Schafen eine Verwendung von Torfstreu angebracht sei, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat das Bedenken, es könne eine Beschmutzung und Einkrübung der Wolle, besonders bei Thieren mit starkem Fettschwäuze, eintragen, sicherig Berechtigung.

Im Hühnerstalle läßt sich Torfstreu sehr vortheilhaft anwenden. In der Zeitschrift für Geflügel- und Singvögelgucht Nr. 6 von 1882 wird die Streu namentlich für geflügelte Geflügelställe warm empfohlen. Wird die Streu täglich erneuert, so bedarf es nur wenigen Materials um den Thieren eine warme Unterlage zu bereiten. Wenn die tägliche Reinigung der Ställe nicht für notwendig erachtet wird, dann braucht man nur die Flächen unter den Sitzstangen, oder falls das Geflügel nicht abkümmt, wie junge Thiere und Wasserföhler, den ganzen Raum bunn zu überstreuen. Das tägliche Durchföhren der Streu, wodurch eine bessere Verbindung mit den Excrementen erzielt wird, ist zu empfehlen, besonders bei Durchfall der Thiere, da dann eine Anstreckung leicht vermeiden werden kann.

In vier Monaten wurden bei täglichem Einstreuen und wöchentlicher dreimaliger Entfernung ca. 50 kg Torfstreu verbraucht. Die Thiere befinden sich dabei sehr wohl und sind gesund, was man dem Umstande mit zuschreiben kann, daß die den Excrementen entstühmenden schlechten Dünste durch die Torfstreu gebunden werden.

Zur Verpackung von Bruteiern läßt sich Torfstreu vortheilhaft verwenden, da die Streu leicht, elastisch und hauptsächlich viel billiger als jedes sonst hierzu gebrauchte Material ist. Aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in England hat sich die Torfstreu vollste Anerkennung erworben.

Dr. Berkmann-London hat die Torfstreu von Obenburg aus unter den Namen „Moos Litter“ in England eingeföhrt. Ueber die Brauchbarkeit des Moos Litter spricht sich George Fleming, F. R. C. V. S. Army Veterinary Inspector, Resident of Royal College of Veterinary Surgeons, folgendermaßen aus:

„Der Stall, in welchem die Moostreu benutzt werden sollte, enthielt 30 Pferde und war mit mangelhaften Abzugskanälen und schlechter Ventilation versehen. Es war daher bis jetzt unmöglich gewesen, den Boden trocken und die Luft frei von Ammoniak zu erhalten.“

Mit Beginn der Verwendung von Moostreu sind die Rauche-Abzugsröhren verstopft und das Strohhaf entfernt worden. Der Verbrauch von Moostreu betrug für 30 Pferde etwa eine Tonne, dabei wurde der Dünger nicht vor Ablauf der siebenwöchigen aus dem Stalle gebracht. Möglich fand eine sorgfältige Durchmischung des Streulagers unter Hinzugabe eines bestimmten Quantum frischen Materials statt, die ganze Zeit über war der Boden des Stalles trocken, die Luft rein von schlechten Gerüchen geliehen und die Pferde hatten ein vorzüglich weiches Lager. Die Thiere schienen sich auf der Moostreu recht wohl zu fühlen, die ein elastisches und den Vieblammern nachgiebiges Lager gewähr.“

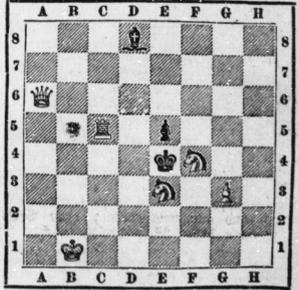
Arthur Haupt.

\* Das Laffache-Huhn. Dieses aus dem nördlichen Frankreich stammende Huhn zeichnet sich befamlich durch seine hervorragende Fruchtbarkeit und durch sein zartes Fleisch aus. Seiner allgemeinen Einführung in Deutschland war bisher die Annahme überhast, daß es imteren Winter schlecht aushalte und überhaupt unheimlich gegen Unwetter sei. Nun theilt aber Andwien-Gohannisberg in dem „Ab. Jdm.“ mit, daß nach seinen Erfahrungen die Verfrüchtungen nicht gut seien und er den von ihm gehaltenen Stamm Laffache-Hühner geradezu weiterab nennen müsse, da dieselben sich jetzt trotz eines kalt und unangütig gelegenen Stalles vollständig geüud geliehen sind. Die Thiere werden ferner als sehr abm und fleischig gerümt; dagegen ist ihre Fruchtlast ausnehmend gering, auch die Eier erreichen nicht eine bedeutende Größe, da 7 Stück durchschnittlich 50 g wiegen.

\* Eierchalen als Abföh für kleine Sämereien. Wer sich eine Anzahl Eierchalen, wie dieelben nach dem Gemüße von wech getauten Eiern übrig bleiben, zusammenlegt und in dieselben dann mit einem Hölzchen eine kleine Öffnung an dem ganz geliebten Ende macht, kann solche Schalen mit Erde füllen in eine jede ein oder zwei Samenförden legen, mit Weistift den Namen derelben auf die Schale schreiben, und mit diesen Samenförden ein mit Wäde oder Sägelgähen gefülltes Röhchen garniren. Ist das Röhchen einmal verbohrt, so löst man die Schale langsam los und legt Erde und Wädingen in diee oder in den Garten. Diese Manier ist besonders für frische Blumenkultur zu empfehlen.

Schach.

Neuhjort von S. Tarraf. Aufgabe Nr. 2. Von Dr. S. Gub in Wien. Schwarz.



Weiß zieht und setzt in 2 Zügen mat.



hat selbst oft genug darauf aufmerksam gemacht, daß kein Fabrikat ein Genussmittel oder kein Nahrungsmittel sei. Die Frage der Verwertung überflüssiger Fleischreichtümer für andere benötigte Gegenstände ist mithin durch den Fleischverkehr nur theilweise gelöst; vollständig gelöst ist sie erst, wenn es — um Viebig's eigene Worte zu brauchen — möglich wäre, zu einem annehmbar billigen Preise ein Präparat aus dem Fleische herzustellen, welches die Eiweißstoffe zusammen mit den Extraktstoffen in sich vereinigen würde."

Da das frische Fleisch vorwiegend seines hohen Wassergehaltes (70—80 Proz.) wegen dem Verderben anheimfällt, so wird die beste Konservierungsmethode offenbar die sein, daß man das Fleisch ohne jeden Zusatz von Salz, antiseptischen Stoffen u. einfach trocknet, wie man dies mit verschiedenen vegetabilischen Nahrungsmitteln behufs ihrer Konservierung oft thut und wie es bei Fischen längst üblich. (Stodfish ist getrockneter Kabeljau.) Bei der großen Tragweite dieser Fleischkonservierungsfrage sind denn schon mancherlei Versuche in dieser Richtung angestellt worden; allein die Resultate waren immer mehr oder weniger negativ, weil das Trocknen von Rindfleisch keine so einfache Sache ist als man glaubte. Erst in der jüngsten Zeit ist das Problem der Fleischkonservierung mittels bloßer Wasserentziehung gelöst durch ein von Prof. F. Hofmann und Dr. Weinert erfundenes Trockenverfahren, welches die Alltagsgesellschaft Carne pura (Hauptstädt Bremen, Filiale Berlin) in Argentinien im großen Maßstab zur Ausführung gebracht hat. Das möglichst von Fett befreite beste Scheiben geschmittene und getrocknet; in dieser Form erhält es die besten Resultate, welche sich mit der Fabrikation des „Patent-Fleischgemisches“ beschäfftigt. Das getrocknete Fleisch unterscheidet sich von dem frischen nur dadurch, daß es ca. 65 Proz. Wasser weniger enthält, hat aber bezüglich der Geschmack- und Nährstoffe nichts eingebüßt. Es wird zunächst getrocknet und dann weiter zerleinert, wobei das reine Fleisch, Sehnen, Nerven u. als „Fleischspeise“ ausgetrieben und landwirtschaftlicher Verwendung zugänglich gemacht werden. Diese reine pulverisirte, alle Nähr- und Geschmacksstoffe enthaltende Muskelsubstanz ist also das Präparat, welches als Carne pura (zu deutsch: reines Fleisch) gegenwärtig im Handel sich befindet und zuerst wohl auf der vorjährigen Hygiene-Ausstellung in Berlin weiteren Kreisen bekannt wurde. Nachdem es nun gelungen ist, die billigen Fleischvorräthe Amerikas's in eine trockne, haltbare und möglichst konzentrierte Handelsware zu verwandeln, mithin reichlich ist, was seiner Zeit S. v. Viebig erstrebte, darf man hoffen, daß dieser wissenschaftliche Erfolg mehr und mehr auch auf praktischen Gebiete, insbesondere auf dem noch sehr kulturrückständigen Felde der Volksernährung, die gebührende Anerkennung finden werde.

Um den praktischen Bedürfnissen, besonders der arbeitenden Klassen, für welche die Frage: wie nährt man sich gut und billig? doch sehr nahe liegt, möglichst entgegenzukommen, werden in Berlin die „Patent-Fleischgemische“ hergestellt. Unter diesen hat man sich nichts anderes vorzustellen als Kombinationen des Fleischmehles mit verschiedenen Gemüsen (Bohnen, Erbsen, Kirschen) in den richtigen Mischungsverhältnissen. Eine „Patrone“ kostet 25 Pfg. und enthält außer dem Gemüße die Nähr- und Geschmacksstoffe von 1/2 Pfd. bestem Ochsenfleisch. Die Bereitung der Mahlzeit ist eine sehr einfache; man braucht nur die Patrone zerdröckelt in circa 1 1/2 Liter kaltes Wasser zu bringen, zum Kochen zu erhitzen und darin 1/2 Stunde zu erkalten. Sonstige Aufgaben sind entbehrlich, können aber nach Belieben gemacht werden.

Die Menge der aus einer solchen Patrone entstehenden gegochten Speise ist geradezu überragend; ich habe sie bei meinen Versuchen für zwei erwachsene Personen fast mehr als ausreichend gefunden; die ganze Nation kostet mithin für eine Person 12 1/2 Pfennig bei äußerst schneller und bequemer Bereitungsmethode. Daß sich in größeren Städten Volks- und Anstaltsküchen lebhaft für die Carne pura-Präparate interessieren, ist erklärlich und anerkannter Wert; denn Volksküchen und ähnliche Institute haben die doppelte Pflicht, für möglichst wenig Geld möglichst viele und geeignet kombinierte Nährstoffmengen zu bieten, was bei höchsten Fleischpreisen sehr schwer, wenn überhaupt erreichbar ist.

Schluss folgt.)

**Ueber Verwendung der Torfstreu im Stalle.**

Nachdem ich in den vorhergehenden Artikeln meine Aufmerksamkeit speziell der Verwendung von Torfstreu im Hause — als Desinfektionsmittel — und in der Landwirtschaft — als Düngemittel geschenkt hatte, beschäfftige ich mich nunmehr eingehender mit der Verwendung der Torfstreu im Stalle.

Es ist entschieden auffällig, daß man in unserm Gebiete erst jetzt die Vorteile der Torfstreu zu würdigen anfing. Die Gutachten von Viehbekämpfern lauten nämlich dahin, daß Torfstreu unstatig das beste Strohmittel sei, vorausgesetzt, daß die Absorptionskraft der Torfstreu für Gase und Flüssigkeiten, sondern auch das weiche Lager, die Arbeitsersparnis, der billige Preis und der geringe Raumanpruch neben der Torfstreu das Wort.

Zum Beweise der Richtigkeit dieser Behauptung führe ich folgende Vergleiche an:

Gesicht der Centner Torfstreu kostet im Detail-Einkaufe 1 M. 80 Pfg., so ergibt sich bei normalem Gebrauch folgende Tabelle:

1 Pferd braucht pro Tag	2,5 kg =	9,2 Pfg.
1 Rind "	" " 3,0 kg =	10,9 "
1 Schwein "	" " 0,5 kg =	1,8 "

Wenn man diese Zusammenstellung auf Stroh an, so ergibt sich, den Centner zu 3 Mark gerechnet, folgendes Exemplar:

1 Pferd braucht pro Tag	3,0 kg =	18 Pfg.
1 Rind "	" " 3,5 kg =	21 "
1 Schwein "	" " 1,0 kg =	6 "

Dr. Berömann in London, der die Torfstreu mit viel Energie und pekuniären Geldopfern in England eingeführt hat theilt folgendes mit:

„Eine londoner Pferdebahn-Gesellschaft hatte einen Bestand von 2500 Pferden, in deren Ställen verjährenweise fast Strohstreu Torfstreu verwendet wurde. Nach 9 Monaten stellte sich heraus, daß in dieser Zeit der Kohlenauswand für Stroh 30,000 M. weniger betrug, als er in derselben Zeit für Strohstreu betragen hätte.“

Was den geringeren Raumanpruch betrifft, so werden dadurch hauptsächlich den südlichen Viebzüchtern wesentliche Vorteile erwachsen und zwar deshalb, weil in Städten die Lagerräume für Streu und Dünger bekrant und theuer sind. Dr. Arnold an der Thierarzt-Schule zu Hannover hat durch Versuche gefunden, daß der Jahresbedarf von 2 Pferden kaum 20 cbm bei Torfstreu beträgt, Strohbinden dagegen in dem gleichen Zeitausschnitt mindestens 40—48 cbm Raum erfordert.

Nach Dr. Fleischer in Bremen ist in den Stallungen der Bremer Pferdebahn-Gesellschaft die Düngergrube bei Strohstreu nach 5 Tagen gefüllt gewesen, bei Torfstreu hingegen nach 11 Tagen. Der Strohstreu-Dünger braucht demnach einen doppelt so großen Raum als der Torfstreudünger, ein nicht zu unterschätzender Vorteil des letzteren.

Die entsprechende Fabrikation bietet die Torfstreu den Pferden ein weiches, warmes, elastisches Lager, mithin auch ein Schutzmittel für die Hufe. Einen besonders wohlthuenden Eindruck übt die Stallstreu auf die Gelenke stark angelegter Pferde aus.

Die Arbeits-Ersparnis, welche die Torfstreu-Verwendung mit sich bringt, tritt in verschiedenen Richtungen zu Tage. Ein tägliches Ausräumen des Düngers ist nicht nötig, da derselbe wochenlang im Stalle verbleiben kann und an und für sich schon ein geringes Volumen besitzt.

Bei Verwendung möglichst haubfreier, grobschaliger Torfstreu beansprucht das Hygen der Thiere weniger Zeit, was besonders bei weichen Tieren hervortritt.

Die Jauche bleibt im Torfstreu-Dünger gebunden, mithin fällt das Abfahren derselben weg, wie auch die Anlage von Jauchen-Kanälen und -Gräben unnötig ist. Den Ammoniakgeruch vermindert man bis jetzt durch Streuen von Gyps und Vitriol zu beizugehen; die Maßregeln fallen bei Anwendung von Torfstreu, da dieselbe das Ammoniak bindet, vollständig weg.

Die Herren Gebrüder Joachim, Neubrück-Weipzig, wendeten seit langer Zeit Torfstreu an und fund, wie sie mir mittheilten, mit den erzielten Resultaten sehr zufrieden.

zulegen. So erhielt der mitternächtliche Gast Eintritt in die noch warme Kufe.

„Das ist ja das reine Mordwetter da draußen!“ sagte Wilde sich schüttelnd. „Und wie sehe ich aus!“ Er betrachtete seine beschmutzte Erscheinung. „Das ist alles von der Hinfälligkeit in den Gräben. Pfui Spinn!“

„Was wünschst Sie?“ frug Stanz nicht eben freundlich. „Ja so! Das hätte ich über alles ausgehandelte Ungemach beinahe ganz vergessen! Ich wollte Sie bitten, mir eine Bescheinigung zu geben, daß ich hier war.“

„Unsum! Schauberkstoffer Unsum! Dasselbe haben Sie schon einmal gesagt. Wozu eine Bescheinigung? Ihr Hiersein muß doch irgend einen Zweck haben? Welchen Auftrag gab Ihnen Förster Selbig?“

Wilde schüßte den Frager an und stammelte verlegen: „Welchen Zweck? Eigentlich keinen.“

„Nun denn zum Ruckel, weshalb sind Sie hier und fördern mich noch in der letzten Nacht meines Hierseins?“ frug Stanz aufbraunend und schien nicht übel Lust zu haben, den Störenfried an die Luft zu setzen.

„Es gilt — es gilt —“  
 „Was gilt!“ schrie Stanz heftig.  
 „Es gilt eine Wette — eine Wette mit dem Förster Selbig.“

Ferr Stanz wurde ruhiger, als er das Gesicht des Eingedrungenen näher betrachtete und in demselben wirklich Wilde erkannte, von dessen listigen Einfällen er schon zuweilen hatte sprechen hören.

Wilde erzählte nun die Veranlassung und die näheren Umstände seiner nächtlichen Reise so genau und faßhaft, daß Stanz, bestaunt durch den Humor des unermordeten Gastes, endlich mitlachte und die Bitte um Ausstellung einer schriftlichen Bescheinigung gern erlaubte.

Wer war glücklicher als Wilde, als er, das Dokument in der Tasche, den Rückweg wieder antreten konnte. Und wie leicht wurde ihm dieser! Die Mondlichter blühte zuweilen im letzten Viertel wurde die gereinigten Wolkeln auf den Pfad und auch der Sturm hatte so weit ausgetobt, daß er nur noch in den schwarzen Wolkeln sein Spiel trieb, die er nordwärts jagte, um anderswo ihren schneidenden Infalt auszuspielen, wie es das Aprilwetter so mit sich bringt.

Ohne zu stolpern und so fallen erreichte Wilde die Heimath, legte sich aus Dyr und schlief bis zum nächsten Morgen die nächsten Strapazen aus. Gestirnt und triumphirend ging er mit seiner Siegestroßpöde, der unterliegenden Bescheinigung, zu seinem Freunde Braunmann, der sie denn mit lauterst lächelnd entgegennahm.

Der Förster Selbigem aber erzählte in Freundesreise noch oft die Geschichte von Wilde's übermüthiger Wette.

**Bairisch Bier.**

Während vor den Jahren 1848 das bairische Bier in Norddeutschland kaum gekannt war, hat es seitdem daselbst einen

Siegeslauf begonnen, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist, der aber bereits von den weittragenden Folgen nicht bloß für die Bereitung des Getränks in Norddeutschland, sondern auch von solchen sozialpolitischen und kulturgeschichtlicher Natur begleitet worden ist, wie dies bereits vor einigen Jahren in der Saale-Zeitung eingehend erörtert worden ist. Esrog allem ist man bisher bei uns wunderbarerweise über das bairische Bier selbst, das man mit so großer Vorliebe vertilgt, und von dem man mit noch größerer Vorliebe redet, sehr im Unklaren. Schreiber dieser Zeilen, der alle größeren Städte Baierns kennt und gern, sehr gern an sie zurückdenkt, möchte darum seinen engeren Anbuhlern einige Beiträge zur Kenntniß der bairischen Bierverhältnisse aus eigener „gründlicher“ Kenntniß liefern, ohne damit den Anspruch auf „erschöpfende“ Darstellung dieses „unerforschlichen“ Gegenstandes erheben zu wollen. Er bittet den freundlichen Leser, ihm in Gedanken auf einer kleinen „Bierreise“ zu begleiten, auf der die wichtigsten Orte besucht werden sollen. Wenn beide dann schließlich in München hängen bleiben, dann ist natürlich keiner von beiden schuld, sondern —

Wenn man von Halle über Leipzig und Bamberg nach München fährt, kommt man bald nach Passirung der blauweißen Grenzspalte an R u m b a c h, als der ersten bedeutendsten „Bierstation“ vorüber. Gehen sieht man einen so originellen „Bierhof“ als den dieses Ortes. Ein kleines Städtchen, in reizender Lage, bestrahlt von der hochgelegenen, in luftgeschichtlicher Beziehung sehr berühmten, einstmals den Höhenzügen gehörigen Pfaffenburg, besitzt Rumbach einen un- verhältnißmäßig großen Güterbahnhof. Wagen schieß bei Wagen, schier endlos sind die Reiben. Aber wie feucht erscheinen hier die sonst so trocknen, langweiligen Dinger! An dem einen prangt in Reihenlettern: „Bierbrauerei Rumbach, an dem anderen steht zu lesen: „Brauerei von Georg Päß, an einem dritten: „Brauerei von Kießling — und so geht es fort, nichts als Bierwagen auf dem ganzen, großen Bahnhofe. Bierstößel halten hier alle Züge genügend lange Zeit, damit die Passanten das berühmte Rumbacher an Ort und Stelle probiren können. Aber mit Entrüstung und mit Staunen weist der Bierlogisch noch umgebildete Reisende, der dies gelobte Land zum erstenmale betritt, das Glas zurück; das sei ja kein Bairisch, meint er, das sei Lagerbier, das sei ja hell und nicht dunkel. Aber er muß sich belehren lassen: das dunkle, pyramartige, altholländische Bairisch giebt es nur im „Ansbach“, das wird von den Baiern eigens für die Ausfuhr gebraut, weil das köstliche Maß, das sie selbst trinken, sich ohne weiteres nicht auf so lange Strecken transportiren läßt. Und siehe da, obwohl es nicht dunkel ist, schmeckt es doch recht gut, ja es ist viel erquickender, wenn auch die Weinofstergetränke aus leicht erklärlichen Gründen im allgemeinen nicht den rechten Begriff von der herrlichen Güte des Bairischen geben. Und weiter geht es an Kloster Rang und Bierseihen- heiligen vorüber, jenen berühmten, hochgelegenen, herrlichen Bergkloster, an welchen der Wanderer außer der entzückenden, wenn auch nicht großartigen Aussicht ein köstlicher Trank beobachtet, nach der ehrenden, wunderbaren Vorkostung Bam-

kundgebungen des großen Staatsmannes selbst und berienigen, welche logischen als Mundstücke derselben gebildet haben, dies alles „zu einem Ge- Wir leben in hunderten von Zeitungsartikeln und Zeitungsaufschlag-Druckstücken die welt- und herab- bewegenden Ereignisse der jüngsten Vergangenheit noch einmal durch und füllen uns gerade durch den Hauch der Frühe belebt, welcher den Geblüden der Tagesliteratur eigen zu sein pflegt. Liebe und Haß, Urtheil und Vorurtheil kommen in gleicher Weise zu Worte und die späteren Bestimmungen lömie die Zeitungen selbst, welche in ihnen wiedererkennen, berichtigen die Zeiträumer der Vergangenheit. Mehr freilich als alle Auslegungen aus andern Munde sind es gerade die Kundgebungen des großen Kanzlers selbst, welche, wie niederschrieben in Erz. Zeiten, Zuständen und Persönlichkeiten für alle Zukunft ihre Signatur geben. Da es nicht jedermanns Ding ist, alle Zeitungshandlungen durchzulesen, so ist ein solcher Auszug aus dem, was einst Tagesliteratur war, für jeden, welcher sich die selbstwürdigste Vergangenheit erneuert will, in hohem Grade bequeme. Das Bild einer der größten und vor allem einer für uns Deutsche hochverehrten Epoche der Weltgeschichte wird uns hier gleichsam in einer ganzen Galerie von Sätzen und Gemälden vor Augen gestellt. Die über das Maß gewöhnlicher historischer Größe weit hinausgehende Gestalt des größten deutschen Staatsmannes tritt uns auf das imponirendste entgegen. Sie beuhte zu ihrer



